

Bunter Winkel : aus der Geisteswerkstatt eines Sonderlings

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **20 (1916-1917)**

Heft 9

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-662537>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

oder sie übersteigen, wenns nicht anders gehen will. Aber ja unserer Umgebung nicht zum Vorneherein vor den Kopf stoßen. Damit schüfen wir uns Hindernisse wie der Himmel so hoch und alles Durchhalten, alles Ringen und Streben, alles Kämpfen und Planieren hülfte nichts. Wir würden unterliegen und dies besonders dann, wenn rein egoistische Motive unserm Vordrängen zu Grunde lägen. Mit unkluger Gewalt läßt sich nie viel und vor allen Dingen nichts Dauerndes erreichen. Wer aber mit seinem Schaffen und Streben zugleich seinen Mitmenschen gute Dienste leistet, ja die wohlwollende Seite dem egoistischen Trachten überordnet, der wird von selbst auch für seinen eigenen Gewinn gewirkt haben. Also — Klugheit, Milde, Wohlwollen, nicht Gewalt, rohes, herrisches Verlangen. Rücksicht, Anpassung an unsere Umgebung und nicht Niederwerfung, Verächtlichmachen alles dessen, was längst bestanden hat und das stärker ist, als wir selber!

Unsere Söhne und Töchter in dieser Richtung zu erziehen, ist eine hohe und dankbare, aber auch eine schwere Aufgabe. Wohl dem der hierin von Natur aus eine glückliche Hand hat und gleichsam instinktiv das Richtige trifft. Es gibt solche Eltern. Sie verstehen es meisterlich, aus ihren Kindern ganze Menschen zu machen und oft sind dies noch lange nicht die angesehensten und die sozial bestgestellten. Umgekehrt aber haben oft die feinsten, gebildetsten Leute bei aller Mühe, die sie sich geben, kein Glück und sehen ihre Kinder nicht zu dem heranwachsen, was sie sich erhofften. Das Erziehen ist eben auch eine Kunst und nicht jedem sind die Talente hiezu geschenkt. Indes wenn es auch nicht spielend gehen will, darf man den Mut nicht sinken lassen. Nicht verzagen — Durchhalten!

Sein Möglichstes tun, das ist Eltern-Pflicht. Freilich ist die Haupterfordernis die, daß die Erziehenden selber erzogen seien. Wer sich gewöhnt ist, flüchtig und planlos durch's Leben zu gehen, wer selber keinen Willen, keine Selbstbestimmung in sich hat, wer alles anfängt und auf halbem Weg wieder fahren läßt, wer sich nicht selbst zu beherrschen versteht, der wird trotz aller Liebe und Hingabe für das große Werk, nie einen andern Menschen zum Durchhalten erziehen können. Erst selber Durchhalten können und dann darf man daran denken, seine Nächsten hiezu heranbilden zu wollen.

Bunter Winkel.

Aus der Geisteswerkstatt eines Sonderlings.

Es sind zufällig genau 50 Jahre verflossen, seit einem Original, wie es — man möchte doch wohl sagen glücklicherweise — selten ist, ein Denkmal von entsprechender Eigenart gesetzt wurde. Nur ein ungewöhnlicher Fall kann dazu führen, daß eine deutsche streng wissenschaftliche Zeitschrift wie Petermanns Geographische Mitteilungen in die Arena des Humors hinabsteigt, dazu noch auf einem Gebiet, das sich mit dem Felde ihrer eigentlichen Betätigung nur sehr lose berührt. Man kann sich das auch nur dadurch erklären, daß der alte Petermann, dem die Erdkunde so ungemein viel verdankt, von dem kleinen Buch, das der Zufall ihm in die Hände gespielt hatte, einfach überwältigt worden ist und der Versuchung, seinen Inhalt einer breiteren Öffentlichkeit mitzuteilen, nicht widerstehen konnte. Es handelt sich um einen sächsischen Schulmann namens Galetti, der von seinem 33. Jahr bis zu seinem Tode Professor am Gymnasium in Gotha war. Wie es wohl auch

sonst vorgekommen sein soll, hatten sich seine Schüler zusammengetan, um die denkwürdigen Aussprüche dieses Lehrers zu sammeln, und sie haben ein gutes Werk damit vollbracht, denn es gibt für die Psychologie des Humors nicht leicht ein zweites Schatzkästlein wie diese „Gallettiana“. Die Empfehlung, die unter dem Titel steht, „ergötzlich und nachdenklich zu lesen“ ist durchaus berechtigt, und der Wahlspruch des Büchleins: „Gotha ist nicht nur die schönste Stadt in ganz Italien, sondern sie hat auch viele Gelehrten gestiftet“ führt sogleich trefflich in den Geisteskreis des Gefeierten ein. So seltsam wie in diesem Kopf hat sich die Welt wohl nur selten gemalt, aber die eigentliche Erklärung für diesen heillosen Wirrwarr ist doch wohl eine geradezu grenzenlose Zerstreutheit. Eine Äußerung wie: „Bei der Beschreibung von Spanien beginnen wir mit Portugal“ erscheint noch als eine allenfalls erklärliche Fahrlässigkeit, ist aber auch nur ein ganz milder Fall. Von der Bedeutung der Flüsse in der Geographie, scheint Galletti eine ganz eigentümliche Vorstellung gehabt zu haben. So sagt er: „Hamburg liegt am Ausfluß der Ostsee in die Elbe“ oder „Gotha liegt an drei Flüssen, an der Leine, an der Meese und an der Erfurter Chaussee“. Geradezu köstlich ist die Anweisung: „Von dem linken und rechten Ufer eines Flusses kann man sich nur an der Quelle unterrichten“. Der umwälzende Scharfsinn des Schulmannes erstreckte sich aber auch auf alle Gebiete der Geographie. Aus der Klimalehre berichtet er: „Die Kälte wächst gegen Norden um 10 Grad, zuletzt hört sie ganz auf“ — ferner „Der Boden der heißen Zone ist sandig, der der gemäßigten lehmig und die kalte Zone hat überhaupt keinen Boden.“ — Sein Begriff von der mathematischen Geographie ist hinreichend in dem Satz ausgesprochen: „Die Erde hat wie alle Körper Parallellkreise, die sich schneiden, und das ist mathematische Geographie.“ Überhaupt stand der alte Herr mit den Zahlen auf ärgstem Kriegsfuße. Sein Gehirn spielte ihm die sonderbarsten Streiche, sobald er es mit Zahlen zu tun bekommt. Dafür einige Beispiele: „In Frankreich gibt es an Goldarbeitern und Juwelieren gegen 24 Millionen“. — „Oberitalien ist 749 Jahre nach Christi geboren.“ — „In Erfurt war ein großes Sterben, da starben in jedem Monat 500 Mann, das macht jährlich etwa 120“. — „Wenn man die Einwohner von Waltershausen teilen will, so kömmt auf jedes Haus 5 und ein bißchen“. — „In England sollen 25 Millionen Schafe sein, das ist aber unwahrscheinlich, denn so viele Schafe lassen sich gar nicht berechnen“. — „Die Kohlenausfuhr beträgt 2000 Menschen, und beschäftigt für jeden Menschen 40,000 Zentner“. —

Die ganze Hilflosigkeit gegen Zahl und Maß findet sich in folgendem Ausspruch verkörpert: „Der Chimborasso ist 24,000 Quadratmeilen hoch, wollte ich sagen, 24,000 Quadratfuß. Ja, das versteht ihr nicht! Die Höhe eines Berges wird erst in Quadratmeilen angegeben, und dann wird die Kubikwurzel herausgezogen“. — Wenn sich Galetti ins Wirtschaftliche versteigt, geht es ihm nicht viel besser. So schildert er: „Die Stahlfabriken von Birmingham verbrauchen so viel Stahl, daß aller Stahl, der fabriziert wird, dazu nicht ausreichen würde.“ — „Wenn der Zucker von San Domingo aller nach Deutschland käme, so kämen auf den Kopf 6 Millionen Zentner“. — Sehr tieffinnig ist auch der Satz: „Die Engländer würden bei weitem nicht so viel Leder machen, wenn sie bloß ihre eigenen Felle gerbten“. — Oder: „In London ist ein so großer Steinkohlendampf, daß, wenn auch die Sonne nicht scheint, man doch den Himmel nicht sehen kann“.

Manches berührt auch wie ein gewollter Witz, wenn er z. B. sagt: „Die Juden haben ihren Namen von Jütland und Jütland hat wieder seinen Namen von den Juden“. — „Als Amsterdam erbaut wurde, kamen die Quadersteine von Pirna auf der Elbe herangeschwommen“. — „Tacitus sagt schon, die alten Deutschen seien groß gewesen wie unsere Gardes du Corps“. — In seinem Geschichtsunterricht ist wohl überhaupt kein Auge trocken geblieben. Man denke sich den Jubel der Schüler, als er ihnen erzählte: „Die Perser bekamen bei Marathon einen solchen Schreck, daß sie ausriefen: Herr Jesus, da kommen die Athener! und stürzten ins Meer“. — Ganz eigene Anschauungen treten immer zutage, wenn es sich um den Tod handelt. Zum Beispiel: „Als der Prophet Zacharias gestorben war, nahm er eine andere Lebensart an“. — Sowie: „Brutus und Cassius ermordeten den Caesar auf eine seiner Gesundheit höchst nachteiligen Weise“. — Geradezu unergründlich sind die Worte: „Marat wurde zwar ermordet, aber er starb vorher an einer Krankheit, die ihm sogar das Leben raubte“. — Der Mann und sein Werk lassen sich gar nicht ausschöpfen, darum mögen zum Schluß nur noch einige seiner tiefsten Lehren auf verschiedenen Gebieten des Wissens genügen: „Südamerika ist krumm“ — „Der Nil schiebt sein Wasser hin, wo er hinwill“ — „In der Sahara liegt der Sand so locker, daß heute da Berge sind, wo morgen Täler waren“. — „Die Cimbern und Teutonen stammen eigentlich voneinander ab“. — „In der Mathematik gibt es viele Lehrlätze, die sich nur dadurch beweisen lassen, daß man von vorne anfängt.“ — „In Paris werden Spiegel verfertigt, die ohne Glas und Rahmen wohl 12,000 Taler kosten.“ — Endlich etwas sehr Feines: „Widersprechen Sie nicht dem, was ich Ihnen niemals gesagt habe!“

Brauchbarkeitsmessungen an Menschen.

Von Dr. Spier-Iving.

Man hat gelernt, Maschinen auf ihre Leistungsfähigkeit auszuprobieren. Man kann ihre Tourenzahl, ihre Pferdestärken, ihre Belastung usw. genau feststellen, auch ihre Einträglichkeit. Dasselbe ist bei Menschen bis jetzt noch nicht richtig möglich gewesen. Es wäre aber sehr vorteilhaft, auch über die Brauchbarkeit und Verwendungsmöglichkeit der Menschen, die sich irgendeinem Beruf widmen wollen, vorher Aufschluß zu haben. Denn dann könnte man manche Enttäuschung, manche nachträglich entdeckte Unfähigkeit ersparen und damit Geld- und Zeitverlust, oft sogar auch Gefahr für Leben und Gesundheit vieler, vermeiden.

Gewöhnlich ließ man sich früher durch die Erfahrung leiten. Man stellte eben Leute auf irgendeinen Posten, für den man sie nach dem Augenschein für passend erachtete. Erwiesen sie sich dann als nicht so verwendbar, wie man gehofft, so nahm man andere an ihren Platz.

Dem kann man vorbeugen, wenigstens für viele Berufe und Tätigkeiten, wenn man eine zuverlässige Vorprüfung der menschlichen Anlagen und Fähigkeiten unternimmt. Das heißt, man muß vorher die Sinnesschärfe und die Anlagen des in Frage Kommenden feststellen. Wie gut er hört und sieht, und so weiter, und wie schnell er fähig ist, zu reagieren, erhaltene Sinnesindrücke zu registrieren und auf sie zu antworten. Wir wissen schon, daß langsam reagierende, schwerfällige Menschen in den meisten Berufen nicht brauchbar sind. Man nennt sie stumpf. Aber wissenschaftlich einwandfreie Bah-

len, an die man sich halten kann, haben wir bis jetzt noch nicht befaßt. Die gibt es aber, so daß man auf dieser Grundlage sagen könnte: „Der Prüfling bleibt soviel Tausendstel hinter der Norm. Er kommt nicht in Frage usw.“

Es handelt sich hier um die „Reaktionszeit“, die als Messer individueller Anlagen und Talente ein brauchbares wissenschaftliches Hilfsmittel experimenteller Psychologie bildet. Sie ist die Zeit, in der ein Individuum einen auf seine Sinne (Gehör, Gesicht usw.) wirkenden Reiz empfängt und auf ihn antwortet, und die sich aus mehreren Einzelvorgängen zusammensetzt. Ein Sinnesreiz (z. B. ein Lichtreiz) muß erst in das Hirn eindringen. Dann muß er bewußt registriert werden. Dann will das Individuum reagieren. Es muß also einen Willensantrieb in sich hervorrufen. Der Wille muß in den Muskel zur Ausführung geleitet werden usw. Dies alles ergibt als Summe die Reaktionszeit.

Man kann sich denken, daß diese Geschehnisse bei vielen Menschen prompt ablaufen, bei anderen wieder träge. Je prompter, desto kürzer ist die Reaktionszeit und desto brauchbarer der Mensch. Übrigens darf man nicht glauben, daß die Reaktionszeit irgendwie lange dauert. Sie verläuft in tausendstel Sekunden.

Man hat aber diese Frage nicht nur theoretisch ergründet, sondern sie praktisch und mit Erfolg sogar im Krieg angewendet. So wurden Soldaten, die zu besonders schwierigen Leistungen und Tätigkeiten (z. B. als Flieger, Pioniere, Minenwerfer, zu Luftschiff- und Unterseebootbesatzungen usw.) ausgewählt werden sollten, auf ihre Reaktionszeit geprüft, durch Feststellung ihrer Sehgeschwindigkeit, der Hörschnelligkeit, des Gefühlsvermögens usw. Die Sehprüfung erfolgt durch einen Reizer, der sich bewegt, die Hörprüfung durch ein metallisches Hämmerchen, das auf eine Platte fällt, usw. Der zu Prüfende muß sofort ein Zeichen geben, daß er reagiert, z. B. auf den elektrischen Knopf einer Registriervorrichtung drücken.

Nun hat man gefunden, daß diese Reaktionszeit für Sehen durchschnittlich 190 tausendstel Sekunden beträgt, für Hören 150, für Tasten ebenfalls soviel. Wer also z. B. einen Höreindruck erhält, gibt nach durchschnittlich 150tausendstel Sekunden Nachricht von seinem bewußten Erlebnis. Es ist das eine verschwindend kurze Zeitspanne, und kleine Verzögerungen lassen daher schon für einen gefährlichen und verantwortlichen Beruf unfähig erscheinen. Schnelle Entscheidungskraft und schnellen Entschluß kann man nur von einem Mann mit kurzer Reaktionszeit erwarten.

Weitere auf ähnlicher Grundlage wie die Reaktionszeit ruhende Maßstäbe für die individuelle Brauchbarkeit und Verwendbarkeit zu schwerer, sehr schnelle Entscheidung und lange Reservekraft fordernder Berufstätigkeit sind die Rückkehr des veränderten Blutdrucks und der erhöhten Atmung zur Norm. Gehen beide Lebensäußerungen rasch wieder auf den gewöhnlichen Stand zurück, so ist das betreffende Individuum brauchbar. Das wissen wir ja schon lange durch die Erfahrungen beim Sport. Die Teilnehmer, die sich schnell nach einer sehr großen Leistung erholen, sind stets die besten und brauchbarsten. Das gilt für Ringen und Boxen, wie bei der Leichtathletik. Die „Kaltblütigkeit“, diese wertvolle, aber nur unklar aufgefaßte Eigenschaft kommt unter dem Gesichtspunkt der Reaktionszeit und der Blutdrucks- und Atmungserscheinungen erst zum rechten Verständnis. Bemerkenswert ist die Beobachtung, daß die sogenannten „wilden“ Völker sehr kurze Reaktionszeit

haben, was sich vielleicht aus der Unverdorbenheit ihres Citweißzellstoffs erklärt. Die Einflüsse der Kultur, das Abwenden von den einfachen Lebensgewohnheiten und der Nichtgebrauch der Sinnesorgane scheinen dagegen in dieser Hinsicht ungünstig zu wirken. Aber es scheint auch, als ob dieser Krieg wirklich schlummernde Anlagen wieder wecke, manches Ungute der Überkultur abstreife und den Menschen naturgemäßer empfinden und handeln lasse.

Wir können ruhig annehmen, daß alle Helden und Genies, alle Menschen der wertvollen und klaren, schnellen Entschlüsse, neben anderen hohen Eigenschaften der Seele und des Geistes auch eine besonders kurze Reaktionszeit besaßen. Gute Flieger müssen zweifellos eine solche äußerst kurze Reaktionszeit haben, ebenso Feldherren und leitende Persönlichkeiten, von deren raschen Entschlüssen die Entscheidung für das Wohl und Weh vieler abhängt.

Freilich erklärt diese Zurückführung der persönlichen Tüchtigkeit und Brauchbarkeit auf die Reaktionszeit noch nicht den Grund der individuellen Zellverschiedenheiten, aber sie erlaubt uns, dem Problem näher zu kommen.

Man darf annehmen, daß die Feststellung der Reaktionszeit sich später zur Friedenszeit als wertvolles Hilfsmittel in der Wahl und der Ausscheidung von Menschen für ihre Berufstätigkeiten erweisen wird.

Christine Sebbel.

Ob Dichter und Künstler sich mit hochbegabten Frauen zur Ehe verbinden sollen, ist eine alte Streitfrage. Meist wird sie verneint. Sebbels Ehe spottet der Theorie. Die Geschichte kennt kaum eine zweite Dichterehe, in der sich so ebenbürtige, in Geistesart und Lebensschicksalen so tief verwandte Persönlichkeiten zusammengefunden, und in so inniger und wahrhaft großer Gemeinschaft miteinander gelebt haben. War Sebbel, als er die Bekanntschaft mit Christine Enghaus machte, von den Stürmen des Lebens schwer geschüttelt worden, so hatte auch sie harte Jahre des Kampfes und des Leides hinter sich. Enge Verhältnisse herrschten in ihrem Elternhause zu Braunschweig, schon als Kind hatte sie als Tänzerin zum Unterhalte der Ährigen beizutragen; und als sie sich dann nach der Einsegnung aus sittlichem Gefühl heraus sträubte, noch weiter Anabenrollen zu tanzen, da war es ihr, die ohne Mittel und ohne Verbindungen war und nicht zu jenen gehörte, die es leicht haben, sich lieb Kind zu machen, sauer genug gemacht, den Weg zur Schauspielkunst zu finden, auf die sie die Gestalt, Stimme, Begabung und Neigung gebieterisch hinwiesen. In Bremen blieb sie im Schatten; erst in Hamburg, dessen Theater sich ihr auf Empfehlung von Amalie Heizinger geöffnet hatte, konnte sie sich frei entfalten, und hier spielte sie zum ersten Male eine Sebbelrolle: die Judith. Dies Stück, sowie die „Maria Magdalena“ packten sie auf das Wertiefste. Tiefes Mitgefühl mit dem Dichter vereinte sich in ihr mit einer das Erschrecken streifenden Bewunderung. 1840 wurde sie an die Wiener Burg gerufen, und hier machte sie durch die Vermittlung Otto Prechtlers die persönliche Bekanntschaft des Dichters, der ihr seine Bewunderung ausdrücken wollte. Als Schauspielerin war sie durchaus groß: eine dämonische Natur, die aus tiefstem Instinkte heraus schuf, ein seltenes Gefühl für das Echte, Bedeutende besaß und das Tragische einer Gestalt mit ungemeiner Gewalt darzustellen verstand. So war sie für Sebbels Schöpfungen wie geschaffen, sie ist die klassische Darstellerin seiner Frauengestalten geworden. Sebbel

kam und kam wieder, um ihr Lebenswohl zu jagen — und blieb in Wien bei ihr. Die beiden fanden sich wie durch eine innere unbezwingliche Macht.

Es war keine bequeme Ehe im gemeinen Sinn, die die beiden miteinander führten. Die mächtigen Temperamente stießen mehr als einmal aufeinander. Dennoch war es eine wahrhaft ideale Ehe: voll tiefsten gegenseitigen Verständnisses, ein wahrhaft restloses Miteinander- und Ineinanderleben. Sie war seine Geliebte, seine Muse, seine Pflegerin. — Sie verstand sein geheimnisvolles Fühlen. Sie teilte seine Kämpfe, wie besonders die mit Laube, unter dem sie in ihrer Stellung an der Burg litt. Nie hat sie an Hebbel gezweifelt. Durch schwere Zeiten hat sie den höchst empfindlichen Dichter und das Hauswesen gesteuert, und sie machte Hebbel das Heim nicht nur zu einer Zufluchtsstätte, sondern auch zu einem Tempel. Die Größe ihrer Gesinnung bewährte sie, indem sie sich seiner einstigen Liebe Elise Lensing annahm, sie in ihr Haus einlud und dem armen, durch das Leben zerdrückten Geschöpfe Trost und Halt bot. Nichts Philiströses war in ihr. Zuweilen war Hebbel ganz überwältigt von dem Mysterium, wie seine Seele so ganz in seines Weibes Seele sich spiegeln und aus ihr antworten konnte.

Bessere Tage brachen an. Hebbel hatte sich durchgekämpft. Am Gmundener See freute er sich eines lieblichen Heims, eines glücklichen Familienlebens. „Nur erhalten! Nur erhalten!“ betete er zur Vorsehung. Es sollte nicht sein. Nach schwerem Siechtum erlosch sein Leben. Von diesem Zeitpunkt an war Christinens Leben ganz der Erinnerung Hebbels gewidmet. Sie hütete sein Vermächtnis, sie pflegte sein Gedächtnis, sie durfte in wehmütiger Freude seinen vollen Triumph erleben. Als alle anderen Interessen in ihrem Greisendasein erloschen waren, blieb der Gedanke an ihren Hebbel noch unvermindert in ihr lebendig. Erst 1910 ist sie, 93 Jahre alt, dem Gatten nachgefolgt. Sie war eine große Künstlerin — aber sie war noch mehr: eine große Frau, ein großer Mensch.

Chlorophyll (Blattgrün) als Blutbildner.

Blattgrün wandelt sich nach den langjährigen Untersuchungen von Prof. Bürgi in Bern in Blutfarbstoff um. Wie bei der Pflege befördert es auch beim Menschen den Stoffansatz und wirkt dadurch appetitanregend, kräftigend und belebend. So erklärt sich der Nutzen grüner Gemüse für schwächliche und blutarme Menschen und die Vorliebe der Bleichsüchtigen für grünen Salat. Meniki hat den unzweifelhaften chemischen Zusammenhang zwischen Chlorophyll und Blutfarbstoff dargetan und Prof. Bürgi ist es gelungen, aus einem gleichmäßigen, vorzüglichen Pflegematerial durch ein besonderes Auszugsverfahren ein einwandfreies Chlorophyll darzustellen, das er als Chlorosan bezeichnet. Dieses Mittel wurde bei Blutarmut und Tuberkulose ausprobt. Er hat bei so vielen Menschen unter der Wirkung dieses Mittels den Appetit, das Allgemeinbefinden, die Lebenslust und Lebenskraft so regelmäßig sich bessern und zunehmen sehen, daß er an dem anregenden Einfluß, den diese Substanz auf die Organzellen ausübt, nicht mehr zweifelt. Auch in verschiedenen Fällen bei Herzschwäche, wird die normale Herzaktion durch einen mehrwöchigen Gebrauch des Mittels wieder hergestellt. Bei Lungentuberkulose erzielt man die bedeutungsvollsten Erfolge, namentlich beim Beginn der Krankheit. Bei 70 Fällen wurde das Mittel angewandt und nicht ein einziger blieb ohne günstige Beeinflussung. Der Appetit nahm zu, der All-

gemeinzustand besserte sich, der Gehalt des Blutes an Farbstoff vermehrte sich, in den meisten Fällen verschwanden die Nachtschweiß und Fieberanfänge. Nach Bürger gibt es in der gegenwärtigen Zeit sicher kein Mittel, das auf indirektem Wege der Kräftigung des Organismus so erfolgreich gegen die Lungentuberkulose ankämpft, wie das Chlorosan.

Von den schönsten Hoffnungsblüten.

Von den schönsten Hoffnungsblüten,
Die in Menschenseelen sprießen,
Können manche nie dem Leben
Ihren goldnen Kelch erschließen.

Können, wie gar viele Blüten,
Die so weich im Lenz singen,
Ihren Traum von Frucht und Garben
Nie zur frohen Reise bringen.

Aber wie des Frühlings Schimmer
Selig weht in allen Gründen,
Also will die tiefsten Kräfte
Starke Hoffnung hell entzünden.

Johanna Siebel, Zürich.

Gedankensplitter.

Schönheit.

Was für ein wundervolles Gesetz bewirkt, daß jegliches Ding erst vollkommen ist, wenn es schön ist?

Hat man eine Maschine gesehen, die vollkommen war, ehe sie schön war? Und doch frug keiner von denen, die sie bauten, nach ihrer Schönheit. War sie aber einmal vollkommen, dann war sie sicherlich auch schön.

Wir wissen es, und wir entdecken die wunderbare Wahrheit allerwärts, daß Vollkommenheit und Schönheit, Schönheit und Vollkommenheit ein und dasselbe sind.

Aber von welcher bezwingender Kraft muß dieses Hinstreben nach Harmonie in der ganzen Natur sein, daß ihm der Menscheng Geist auch in seinen freien, in seinen eigensten Werken folgt!

Bestimmung.

Das Leben eines jeden Menschen ist in dem Grade ein gewolltes, als es kraft seines Willens vom Zufall unabhängig ist. Menschen ohne dieses bewusste Wollen erliegen in allen erdenklichen Formen den Launen des Zufalls. Es spielt mit ihnen das Geschehen.

Wert bekommt unser Leben erst, wenn wir es in Händen haben und nach unserm Willen handhaben.

Sicherheit bekommt unser Leben erst durch unsern Willen.

Schön ist es erst durch unser Wollen.